

Rainer Maria  
Kiesow

## Riskante Forschung. Eine Rede im Wissenschafts- förderungscentralinstitut

»Hochgeehrte Versammlung! Ich bin am Schlusse meiner Ausführungen. Ich habe es gewagt, Sie zu den Grundfragen unserer Wissenschaft und zu den letzten Quellen des Rechts selbst hinzuführen, damit aber auch zu dem Punkte, an welchem sich das Recht mit dem allgemeinen Menschentum berührt. Möchte das Wagnis nicht allzu kühn gewesen sein; möchte es mir geglückt sein, gerade Ihnen, meinen heutigen Zuhörern, diesen Zusammenhang zwischen Recht und Menschentum und Menschlichkeit näher zu bringen und in Ihnen eine verständnisvolle Teilnahme für das zu erwecken, was das Recht ist und was die Rechtswissenschaft sein soll. Möchte heute nicht wiederum, wie vor Jahren, das vernichtende Urteil gefällt werden: ›Ja, die Juristen verstehen es doch immer, Dinge zu bringen, die anderen Leuten fern liegen.«

So schloss die Jenaer Rede Richard Loenings mit dem Titel »Über Wurzel und Wesen des Rechts«. Vor 100 Jahren. In der Zwischenzeit ist die Wissenschaft Zeugin eines anfangs schleichenden, dann beschleunigten und schließlich totalen Verlusts geworden. Das Wagnis ist am Ende. Wer heute noch vom kühnen Wagnis eines philosophischen Nachdenkens, einer soziologischen Theoriebildung, einer rechtshistorischen Interpretation redet, wird ungläubig beäugt. Kühnheit und Wagnis sind Vokabeln einer vergangenen Lexik.

Der Naturwissenschaftler darf ohnehin nicht zu viel wagen, denn sonst könnte es gefährlich werden, und dieser Potentialis macht Angst. Eine Angst, die naturgemäß schlecht ist für die Schnittstelle ›Wissenschaft und Gesellschaft‹. Gen- und Atomforschung, aber auch Rattenmord und Affenqual – das schmeckt dem Volk nicht. Geheimnisvoll, nanonah und makrofern, sind die Welten der Natur längst nicht mehr ein Risiko für den Forschenden. Es ist lange vorbei, dass der Wissenschaftler sich selbst im Dschungel oder auf See einer unmittelbaren Gefahr aussetzte. Das Risiko der Forschung betrifft heute die Umwelt des Forschers. Was wird werden, wenn wir Gen-

mangos essen und Biochips in unseren Venen Wache schieben. Naturwissenschaft zeitigt Folgen, zieht Risiken nach sich, kann Angst machen.

Geisteswissenschaften hingegen können niemandem Angst machen, so zwecklos, orientierungslos, fruchtlos sind sie. Dieser wunderbare Zustand, diese geradezu paradiesischen Voraussetzungen für freies Denken haben dieses freie Denken aber gerade nicht zur freien Entfaltung kommen lassen. Der Geisteswissenschaftler darf heute gar nichts mehr wagen, denn sonst könnte es gefährlich werden, nicht wie bei den Naturwissenschaften für die – in Geistesdingen wahrhaft angstfreie – Gesellschaft, sondern für ihn selbst, sein Auskommen, sein Fortkommen, seine Karriere. Um diese geisteswissenschaftliche Risikovergessenheit geht es hier.

Warum gibt es in den Geisteswissenschaften keine Wagnisse mehr? Das Abenteuer des Denkens ist an sein Ende gelangt. Forschung findet fast nur noch in Form von Antragsforschung statt. Vorbei die Zeiten, als man am Denktisch saß, las und schrieb. Allein mit der Welt des Geschriebenen, des Gezeichneten, des Komponierten. Heute muss erst die Bedingung dafür geschaffen werden, um es sich leisten zu können, irgendwo zum Behufe des Nachdenkens zu sitzen. Das Nachdenken konzentriert sich mehr und mehr auf die Frage: Was muss ich tun, um nachdenken zu können? Schaffung der Bedingungen der Möglichkeit des Nachdenkens – darüber wird nachgedacht. Und dieses Nachdenken ist schwierig, kompliziert, komplex.

Die Sache – sagen wir: Wurzel und Wesen des Rechts – ist nebensächlich. Entscheidend ist das, was der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft für entscheidend hält. Und der hält naturgemäß das für entscheidend, was aus den Vereinigten Staaten von Amerika kommt. Und was könnte entscheidender sein als der Präsident dieser Staaten. Wobei es auch einmal der unmittelbare genetische Nachbar, also der Bruder des Präsidenten sein darf.



Jeb Bush, einer der größten Arithmetiker aller Welten und Zeiten, hat den Satz gesagt, den sich der deutsche Wissenschaftspräsident jüngst in seinem Wissenschaftsmagazin zu eigen gemacht hat: Es kommt darauf an, »to nurture the creative class« (*Max Planck Research* 1/2006, S. 4). Das ist wahrlich die Mutter aller Forschungssätze. Dem deutschen Geisteswissenschaftler ist natürlich schon lange klar, dass es nicht ausreicht, einfach dazusitzen und zu warten, bis ihm der kreative, nachgerade geniale Gedanke vom Himmel in den Schoß fällt. Darauf zu warten wäre viel zu riskant – nicht auszudenken, wenn seine Anziehungskraft für die Idee hoch droben einfach nicht ausreichte und bei der ganzen Sache – also dem geistigen Herumsitzen – nichts herauskäme. Nein, auf die eigene Weltspitzenposition auf Arbeitszimmerniveau, auf die Exzellenz im Maß der kunstledernen Schreibunterlage kann sich der arme Geistesarbeiter nicht mehr berufen.

Jeb Bush und der Präsident der deutschen Maxi-Wissenschaft haben recht: Es muss aufgerüstet werden, die kreative Klasse muss zur Kreativität gestopft werden. Nicht *foie*, sondern *foie gras*. Also: Spitze, Welt, Innovation, Relevanz, Lösung, Jugend, Schaffen, Erhalt, Produktion, Interdisziplinarität, Wettbewerb, Einsatz, Netzwerk, Kompetenz, Wissenstransfer, Qualifizierung, Strategie, Kooperation, Verbund, Projekt, Ergebnisse, Zukunft, Galaxieziplinarität – ich bin Einstein, oder wenigstens: Max Weber.

Der deutsche Stopfgeisteswissenschaftler ist auf dem Weg zum Erfolgsprodukt. Lauter neue Max Webers werden zwar nicht dabei herauskommen. Aber immerhin blüht die Max-Weber-Forschung. Eine Tagung jagt die nächste, die Sammelbände türmen sich. Und in der Sonder(hoch)schule mit dem Sonderforschungsbereich ›Land und Herrschaft‹ werden gar Verbindungen zu den Forschungen über das Charisma der Bandenführer in brasilianischen Favelas hergestellt, im Netz mit Überlegungen zur Rechtsnatur des Gruppenschwurs. Es wächst zusammen, was nie zusammengehörte.

Der Spitzengeisteswissenschaftler hat die Welt seines Arbeitszimmers und seiner Schreibunterlage längst verlassen. Der Sonderforschungsbereich und die Eurokonferenz der European Science Foundation sowie der Europäischen Kommission haben seine ganze Kraft gefordert. Die Idee, sein Einfall ist unter dem notwendigen Beschuss durch die Ideen seiner benetzten Forscherkollegen eingestürzt. Das Projekt ist eine monströse

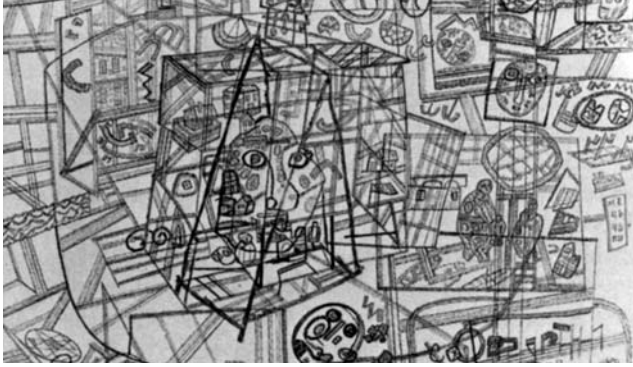
Ideenschmiede geworden, in der die Einfälle zerschmelzen. Der projektgemäße, internationale, transdisziplinäre, innovative Hochtemperaturreaktor, von Traditionalisten renitenterweise noch Sammelband geschimpft, wird Zeugnis davon ablegen, dass alles berücksichtigt, nichts ausgelassen – also nichts gewagt worden ist. Der Ausbund von Unvereinbarem, die Apotheose des Zusammenhanglosen, die Addition der Ergebnisse werden zur Methode.

Sind die Ergebnisse überzeugend? Ergebnisse – das Management verlangt sie jeden Tag, damit der Prozess des Immer-mehr-Habens nicht ins Stocken gerät. Die Fragen ergeben sich den Antworten. Das Resultat löscht die Frage. Es kann durch die Verwalter des Kapitals und des sich ergebenden Wissens eingeordnet werden in das Korpus des Vermögens und des wissenschaftlich Erkantten. Die parallele Orientierung von Wirtschaft und Wissenschaft am Ergebnis ist nicht überraschend, sind doch beide am Erreichen interessiert. Am Erlangen von Wert die eine, am Erlangen von Wahrheit die andere. Fragen können hier nur ephemere Passagen im Reich der ergebnissüchtigen Effizienz sein. Die *Zusammenfassung* wird zum Dreh- und Angelpunkt.

Kafka schrieb einst: »Der wahre Weg geht über ein Seil, das nicht in der Höhe gespannt ist, sondern knapp über dem Boden. Es scheint mehr bestimmt stolpern zu machen, als begangen zu werden.« Fragen sind solche Stolperfallen – sie unterbrechen den Gang der Erkenntnis. Sie halten auf, verschieben den Horizont des Wissens, und wenn sie profund sind, schieben sie ihn auf bis zu Sankt Nimmerlein. Wurzel und Wesen des Rechts. Warum Gesetze? Das sind Fragen, die Juristen *und* Nichtjuristen am bequemen Weitergehen hindern können. Ein forschungsantragsmäßiger Sammelband wäre hier lächerlich. Hier könnte man sich nur hinsetzen, nachdenken, lesen, schreiben – allein.

Aber Monografien gibt es kaum noch. Die Habilitation, die Fabrik eigenständiger monografischer Geistesarbeit, wird geschlossen. Das Risiko, nicht zu wissen, was rauskommen wird beim Nachdenken, kann kaum noch eingegangen werden. Die Projekte, die Hunderttausende schweren Projektforschungen wissen immer schon, was rauskommen wird. Wissen sie es nicht, gibt es kein Geld, keine Förderung.

Fassen wir zusammen: In den Geisteswissenschaften ist das natürliche, unvermeidliche, wunderbare, althergebrachte Risiko des Forschers, eine Idee (zu Wurzel und



Wesen des Rechts) zu haben oder zu bekommen, diese Idee langsam zu verfertigen oder zu verwerfen und schließlich in einem Buch zu veröffentlichen, vernichtet. Welch absurder Gedanke, sich einfach hinzusetzen und loszudenken. Dafür bekommt niemand eine Förderung. Heute ist das Risiko der Forschung eingehegt im antragsgemäßen stilisierten Kollektivprojekt.

Dem Wissenschaftsparadigma der Naturwissenschaften hinterherhechelnd, beinahe atemlos, werden auch in den Geisteswissenschaften die Ergebnisse erwartbar hingrichtet. Im Antrag weiß die Forschergruppe immer schon, wohin die Forschungsreise gehen wird. Als ob es Neues nicht zu entdecken gäbe. Da aber das Neue unbekannt ist, sonst wäre es nicht neu, kann man es nicht benennen. Das Neue und Unbekannte ist seit jeher das Risiko der Forschung gewesen – für den Forscher. Wird es mir gelingen? Was (und wie) auch immer. Heute soll dieses Risiko minimiert werden. Gefördert wird nur, was Ergebnisse mit einiger Sicherheit erwarten lässt. Mit anderen Worten: Das Risiko der Forschung ist zum Risiko der Forschungsförderung geworden.

Risikante Forschung, auch wenn sie überall propagiert wird, kommt dabei unter die Räder. Nähme man das alte Risiko der Forschung (nämlich nichts herauszubekommen oder alles herauszubekommen oder etwas herauszubekommen oder etwas ganz anderes herauszubekommen) ernst, müsste das ausgefeilte Antragswesen radikal umgestellt werden. Nicht mehr die Wahrscheinlichkeit des (Forschungs-)Erfolgs, sondern die Unwahrscheinlichkeit des (Forschungs-)Erfolgs müsste in den Vordergrund gerückt werden. Über den gegenwärtig erwartbaren Erfolg eines derartig konzipierten (Forschungs-)Antrags braucht nichts weiter gesagt zu werden.

Hochgeehrte Versammlung! Ich bin am Schlusse meiner Ausführungen. Ich habe nichts gewagt. Anstatt Sie zu den Grundfragen unserer Wissenschaft und zu den letzten Quellen des Rechts selbst hinzuführen, und damit zu dem Punkte, an welchem sich das Recht mit dem allgemeinen Menschentum berührt, habe ich Sie mit Konsiderationen gelangweilt, die nichts als ein Wurmvorsatz der Wissenschaft sind und dem Forscher eigentlich fernliegen sollten. Nein, kein kühnes Wagnis, kein wildes Denken, keine grundstürzende Interpretation, nicht einmal der Hauch kühler Subjektivität ist Ihnen hier begegnet.

Mein Leben besteht schon seit Langem darin, diese traditionellen Attribute des wissenschaftlichen Daseins bei mir auszulöschen – um Ihnen zu gefallen und Ihre ge-

neigte Großzügigkeit in Geldangelegenheiten anzuregen. Manchmal jedoch ertappe ich mich bei dem Gedanken, dass es doch schön wäre, wenn jedes Jahr eine charaktervolle Persönlichkeit Forscher zur Förderung bestimmen könnte. Ohne Anträge, ohne Pläne, ohne Beteiligung von Young oder Old Researchers, ohne Added European Value, ohne erwartbare Erträge, ohne die alte Schalmei der Objektivität. Nein, eine Förderung aus dem bloßen Schoße der Subjektivität. Oh, ich weiß, diese bei Künstlern nicht unbekannte Förderungsmethode wird bei Ihnen nicht auf Gegenliebe stoßen. Das Gespenst der Willkür lugt schon zum Fenster herein. Das Risiko wäre zu groß. Was soll nur aus etwas werden, von dem man nicht weiß, was daraus werden soll? Dabei sollte gerade Ihnen, meinen heutigen Zuhörern, der Zusammenhang von Persönlichkeit und Wissenschaft, von Subjekt und Forschung, von Originalität und Denken, von Freiheit und Risiko bekannt sein.

Ich weiß, hochgeehrte Versammlung, Sie sind nicht zum Träumen da, deswegen jetzt endgültig Schluss mit den Subjektivismen, die nur allzu richtig seit Langem als unwissenschaftlich und damit auch förderungswidrig entlarvt worden sind. Ich werde wieder an meine Forschungsantragsproduktionsstätte zurückkehren, um für die Mitglieder im zu gründenden internationalen und interdisziplinären Forschungsverbund »Europäische Hundesteuerverordnungen zwischen Monarchie und Demokratie. Theorie und Praxis im Lichte der Unterscheidung von Mensch und Tier« Gelder zu akquirieren.

Möchte es mir, für diesen Augenblick wenigstens, geglückt sein, Ihnen den Zusammenhang zwischen Wissenschaftsantrag und Antragsmenschentum und Menschlichkeit näher gebracht und in Ihnen eine verständnisvolle Teilnahme für das erweckt zu haben, was Wissenschaft ist und was die Wissenschaftsförderung sein soll. Sehr groß ist meine Hoffnung nicht (nicht Ihretwegen natürlich, sondern nur wegen der Umstände unserer blühenden Wissenschaftsantragslandschaften).

Doch so wenig realistisch die Hoffnung auch sein mag, dass riskante Forschung einst auf riskante Forschungsförderung treffe, ist sie indes mitnichten gänzlich unrealistisch, lodert doch das revolutionäre Feuer selbst auch nur in einer bloßen, nackten Hoffnung, der Hoffnung, zu gewinnen. Möchten Sie also davon absehen, wie seit jeher das vernichtende Urteil zu fällen: Ja, die Rechtswissenschaftler verstehen es doch immer, Dinge zu bringen, die anderen Leuten fernliegen.